

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 25 (1949-1950)
Heft: 3

Artikel: Indien im Umbruch
Autor: Rikli, J.A.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1069023>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



von J. A. RIKLI

Illustration von Hans Lang

Der Verfasser dieses Berichtes kennt den Osten seit dem Jahre 1909. Bei seinem letzten Indienaufenthalt wirkte er als Chefdelegierter des Internationalen Roten Kreuzes.

Überfall im Schlafwagen

Während des Krieges war ich als Chefdelegierter des Komitees vom Internationalen Roten Kreuz in Indien und Tschunking tätig. Im Jahre 1943 beschloß ich, von Tschunking kommend, eine Woche der Erholung in Darjeeling zu verbringen. Ich hatte das seltene Glück, knapp vor Abfahrt des Zuges noch einen Schlafplatz in einem

Zweier-Coupé zu finden. Mein Reisegfährte war ein indisches Major, der eben von den Kämpfen in Burma kam, dort einen Knieschuß erhalten hatte und sich nun auf Erholungsurlaub befand. Wegen japanischer Fliegergefahr waren Bahnhof und Eisenbahnwagen verdunkelt, und bei dem schwachen Licht aus einer blauen Birne an der Decke des Coupés konnte man weder lesen noch schreiben. Die interessanten Erzählungen des Majors aus dem Burma-Feldzug hielten mich noch eine Zeitlang wach, dann übermannte mich die Müdigkeit. Ich bemerkte nur noch schlaftrunken, wie der Major bemüht war, die Türen und Fenster auf beiden Seiten des Abteils mit großer Sorgfalt zu verriegeln, was ihm jedoch bei einem der Fenster, weil der Riegel defekt war, nicht gelingen wollte.

Etwa um vier Uhr morgens weckte mich der Ruf des Majors: «Wer ist da?» Ich war völlig benommen; aber als der Major seine Taschenlaterne angedreht hatte, wurden wir sofort gewahr, daß das Fenster an der Türe offen stand. Wir waren beraubt worden. Die Uniform des Majors und mein Rock vom Kleiderhaken neben dem Bett waren verschwunden. Meine Hose lag am Boden neben der Türe.

Der Dieb hatte natürlich schon vor Abfahrt des Zuges die Schadhaftigkeit des Fensterverschlusses bemerkt oder den Riegel selber entfernt. Vom Trittbrett vor der Türe konnte er dann leicht das Fenster öffnen und in den Wagen eindringen, ohne bei der Dunkelheit und dem Lärm des Zuges gesehen oder gehört zu werden. Als dann der Zug bei einer Signalstation das Tempo verlangsamte, warf er wohl die Beute ab und sprang ihr nach. Dabei mußte er das verwundete Bein des Majors berührt haben, wodurch dieser erwachte.

Wir zogen natürlich sofort das Notsignal; aber bis der Zug zum Stillstand kam, war der Dieb in dem umliegenden Dschungel verschwunden. Vor der Türe fanden wir noch ein Buschmesser, das ihm offenbar bei der Flucht durchs Fenster entfallen war. Während der Dieb wahrscheinlich irgendwo im Dschungel schmun-

zelnd seine Beute zählte, stellten wir fluchend unsren Verlust fest. Die verschwundene Uniform des Majors enthielt 500 Rupees in Noten und — was ihn fast noch mehr ärgerte — seine Militär- und Urlaubs-papiere. In meinem Rock waren 550 Rupees, ein Füllfederhalter, ein Portefeuille mit einigen seltenen Marken und wichtige Notizen über meine Tätigkeit in Tschunking. Selbst das Kleingeld aus meiner Hosentasche hatte der Einbrecher mitgenommen. Inzwischen war das Zugspersonal herbeigeeilt und nahm von dem Geschehen mit lebhafter Anteilnahme, aber bedrückender Ratlosigkeit Kenntnis. Der Major befand sich noch immer in einem Zustand größter Erregung und erzählte mir, daß er vor kaum vier Monaten ein ähnliches, nur viel tragischeres Erlebnis gehabt habe. Es geschah auf der Strecke Bombay—Madras. Einer seiner Reisegefährten hatte damals — wie man es zur größeren Sicherheit auf Reisen in Indien gewöhnlich tut — sein Geld unter sein Kopfkissen versteckt. Die Diebe sind natürlich mit diesem Trick vertraut, und als der betreffende Einbrecher nachts das Geld dort hervorzog, wachte der Reisende auf, worauf ihm der Dieb kurzerhand die Kehle durchschnitt, bevor der Unglückselige Alarm schlagen konnte. — Nun gewann das Buschmesser, das wir beim Türeingang gefunden hatten, auch für mich eine unheimliche Bedeutung.

Man soll die Nacht nicht vor dem Morgen loben

Einige Monate später befand ich mich auf der Rückreise vom Besuch eines Gefangenenglagers und mußte in Bombay drei Tage warten, weil die Expresszüge nach Delhi voll gebucht waren. Schließlich gelang es mir, einen Platz in einem Zweier-Coupé reservieren zu lassen. Es war ein heißer Abend. Der Bahnhof bot das übliche Bild von überfüllten Perrons und vollgestopften Eisenbahnwagen. Männer und Frauen der ärmeren Klassen mit zahllosen Kindern saßen oder lagen am Boden, bereiteten ihre Mahlzeit oder schliefen auf den Bündeln ihrer

wenigen Habseligkeiten. Offiziere und Soldaten eilten zu den verschiedenen Zügen, gefolgt von Kulissen, schwer beladen mit Gepäck. Zeitungsverkäufer, Händler mit Früchten, Limonade, allerhand indischen Süßigkeiten und Spielwaren, Kulissen mit Wasserkrügen und Tee boten laut kreischend ihre Ware feil. Dazwischen Europäer und Europäerinnen in Zivil, Pariser Damen in ihren bunten, reich mit Gold und Silber bestickten Saris. Schwärme von Fliegen, die die Verkaufsstände und den Unrat am Boden belagerten, stoben auseinander, ein Wirrwarr von Stimmen in allen Sprachen, alles in undefinierbare Gerüche gehüllt. In all diesem Tohuwabohu hatte ein alter, ehrwürdiger Mohammedaner mit rotem Bart einen kleinen Bet-Teppich niedergelegt, kniete darauf, sich nach Mekka verneigend, und verrichtete unbekümmert um all den Spektakel in tiefer Versenkung seine Andacht. Ein unvergessliches Bild der Konzentration.

Mein Reisegefährte war ein indischer Großgrundbesitzer aus dem Punjab. Ich fand ihn im Coupé auf seinem Schlafplatz sitzend, wo er mit sichtlichem Vergnügen dicke Bündel von Banknoten zählte, die er am Bombay-Pferderennen gewonnen hatte. Sein Diener schaute mit regem Interesse zu, weil er sich von der gehobenen Stimmung seines Gebieters eine Belohnung versprach. — Ich wollte dieses Geld-Idyll nicht stören und verzog mich zum Abendessen in den Speisewagen. Als ich mit der Mahlzeit fertig war, erschien auch mein Reisegefährte und frug mich rücksichtsvoll, ob er mich belästigen würde, wenn er erst um 10½ Uhr ins Coupé zurückkehre. Ich verneinte und begab mich in das obere Bett, das mir reserviert war. Zur angesagten Stunde hörte ich ihn zurückkommen und sich im Dunkeln entkleiden, um mich nicht zu stören. Ich schätzte mich glücklich, mit einem Inder zu reisen, der so viel mehr Takt und Rücksicht zeigte, als man etwa von mitreisenden Europäern erfuhr. Doch man soll die Nacht nicht vor dem Morgen loben!

Es war etwa halb vier Uhr morgens, als ich von einem höllischen Lärm geweckt wurde. Das elektrische Licht brannte, mein

Reisegefährte schmiß die Reisekoffer von einer Ecke in die andere, eine Whisky-Flasche flog durch die Fensterscheibe, gefolgt von meiner Taschenlaterne. Eine Wasserflasche und zwei Gläser schmetterte er mit Wucht auf den Boden, wobei er im Zustand höchster Erregung fortwährend schrie: «Der Zug muß sofort halten, er darf nicht weiterfahren, ich will meine Frau sehen!»

Ich versuchte ihn von meinem oberen Bett herab zu beruhigen; aber er schwang drohend die letzte noch übrig gebliebene Flasche gegen mich, zerschmetterte dabei die elektrische Birne und machte mir die größten Vorwürfe, weil der Zug nicht sofort stillstand. Dies letztere entsprach durchaus auch meinem eigenen Wunsche; denn die Situation wurde nachgerade ungemütlich. Zum Glück fand ich trotz der Dunkelheit, die nun herrschte, das Notsignal, und als der Zug endlich anhielt, raffte ich rasch ein paar Kleidungsstücke zusammen, sprang auf den mit Glasscherben bedeckten Boden hinunter zur Türe hinaus ins Freie, rollte einen steinigen Bahndamm hinab, den ich wegen der Dunkelheit nicht gesehen hatte, und landete mit einigen Beinschürfungen in einem Dschungelbusch, der Tobende hinter mir her.

Inzwischen waren ein paar Bahnbeamte herbeigeeilt und brachten mit ihren Laternen etwas Licht in diese dunkle Angelegenheit! Auch die Mitreisenden in den nächsten Wagen, durch den Lärm geweckt, stellten sich in ihren Schlafanzügen ein und bildeten einen Kreis um den tobenden Inder, der von den Glasscherben an Beinen und Füßen stark blutete, wütend um sich schlug und jeden Annäherungsversuch mit der Flasche in der Hand abwehrte. Seinen Diener, der sich um ihn bemühte, umarmte und schlug er abwechslungsweise.

Ich glaubte, es handle sich um einen Fall von Säuferwahn. Aber ein Freund des Inders, ein ehrwürdiger Sikh mit weißem Bart, versicherte mir, daß der arme Mensch sehr wenig Alkohol genossen habe und sein Tobsuchtsanfall auf erbliche Belastung zurückzuführen sei. Die ganze Szene hatte

schon eine Weile gedauert, und der Zugführer drängte zur Weiterfahrt. Ich wurde eingeladen, meinen Platz im Coupé wieder einzunehmen, wozu ich begreiflicherweise nicht die geringste Lust verspürte! Mit Mühe gelang es uns schließlich, den schweren Inder in den Wagen zu bringen, und sein Diener, der noch am meisten Einfluß auf ihn zu haben schien, folgte ihm in treuer Anhänglichkeit. Ich verzog mich mit meinen paar Kleidungsstücken in den Speisewagen, wo ich bis zum Morgengrauen Tee trank.

Bei der nächsten Haltestelle — es war inzwischen sieben Uhr morgens geworden — sprang der Inder vom Coupé wieder auf den Bahnsteig hinaus und erschreckte in seinem blutbefleckten Pyjama die Menge, die fluchtartig auseinanderstob. Mein Diener, der versuchte, mein Gepäck aus dem Abteil zu holen, flog in Bausch und Bogen ohne Gepäck wieder hinaus. Nur mit Gewalt konnte der Inder wieder in sein Coupé zurückgebracht werden. Auf meine Anweisung hin wurde nun ein Arzt an die nächste Haltestelle bestellt, und es gelang dann mit vereinten Kräften, dem Kranken eine Einspritzung zu machen. Hierauf verfiel er in tiefen Schlaf, so daß man endlich das Coupé reinigen und meine Sachen hinausbefördern konnte. Auch meine Brille fand man in all dem Wirwarr, o Wunder, unversehrt in einer Ecke.

Der Rest der Reise verlief ereignislos. Ich hatte vorsorglich den Angehörigen des Kranken, die sich in New Delhi befanden, telegraphieren lassen, damit sie ihn am Bahnhof abholten. Dort angekommen, fanden wir eine reizende, zarte Frau, in prachtvollem Sari gekleidet, und ihren Bruder, auf dem Perron wartend. Meinen Reisegefährten, der sich wieder im Normalzustand, aber immer noch im blutbefleckten Nachtanzug befand, mußten wir zuerst veranlassen, ein sauberes Gewand anzuziehen, dann stürzte er mit großer Ungeduld hinaus zu seiner Frau ... und in den Armen lagen sich beide. — Er schien sich der Ereignisse mehr oder weniger bewußt zu sein und bat mich sichtlich bewegt um Verzeihung wegen der « Störung »!

Die große Wandlung

Solche Reiseerlebnisse, die ja keine Ausnahme waren, sondern mit denen jeder Europäer rechnen mußte, brachten mir so recht ins Bewußtsein, wie umstürzend sich in weniger als zwei Jahrzehnten die Lage in Indien geändert hat. Ich lebte seit 1909 in Ceylon. 1927 machte ich mit meinem Chef meine erste große Indienreise, die mich von Tuticorin, an der südlichsten Spitze Indiens, über Madras, Bombay, Karachi bis zum Khyber-Paß im hohen Norden brachte, und dann nach der heiligen Stadt Benares und Kalkutta. Damals reiste man sorglos, bequem und unbelästigt in die entlegensten Winkel des Landes. Nicht selten stand dem Europäer ein Abteil erster Klasse mit acht Sitzplätzen, die nachts in zwei Schlafplätze umgewandelt wurden, wozu noch die zwei obere Betten kamen, zur alleinigen Verfügung. Höchstens teilte man es noch mit einem oder zwei Europäern. Dabei blieb im Abteil noch reichlich Platz für sämtliches Reisegepäck. Die Fenster konnten Tag und Nacht ohne Risiko offen gelassen werden, sofern es die Wittring, Staub und der Lärm erlaubten.

Die Kriegsjahre haben diese Verhältnisse völlig geändert. Es befanden sich damals etwa zwei Millionen englische und amerikanische Soldaten in Indien. Eine indische Armee wurde in verschiedenen Zentren ausgebildet. Statt zwei oder drei Personen befanden sich manchmal acht oder mehr im Abteil. Der Europäer lernte auf allerhand Privilegien und Bequemlichkeiten verzichten, die er früher als weißer Mann mit allzugroßer Selbstverständlichkeit genoß.

Aber diese Reiseerschwerungen für den Europäer waren nur kleine Auswirkungen eines grundsätzlichen Wandels, der sich im Laufe des Krieges in Indien in den Beziehungen zwischen Europäern und Indern vollzog. Was eine jahrhundertelange europäische Vorherrschaft nicht vermochte, führte der Krieg fast zwangsläufig herbei, nämlich die Überbrückung der Gegensätze und der gesellschaftlichen Trennung zwischen Europäern und Indern. Wie konnte man einem indischen Offizier oder Beamten,

der für den Sieg der Alliierten arbeitete, einen Platz im Hotel, Restaurant oder Eisenbahnwagen erster Klasse verweigern, der früher fast ausschließlich für den weißen Mann reserviert war! Ein Sich-Verstehen, eine freundlichere, tolerantere Gesinnung ergab sich fast von selbst. Man spürte, daß die Konzessionen, welche die englische Regierung nach und nach durch ihre verschiedenen nach Indien entsandten Missionen auf politischem und wirtschaftlichem Gebiet machte, zur Einlösung des schon lange gegebenen Versprechens, zur Unabhängigkeit und der Errichtung einer Selbstregierung hinführte. Das erwachte Selbstbewußtsein der Inder ließ überhaupt keine andere Möglichkeit mehr offen.

Dabei kann man in Indien von einem nationalen Selbstbewußtsein im europäischen Sinn nicht sprechen. Die Völker Indiens zwischen Tutticorin und dem Himalayagebirge sind nach Abstammung, Rasse, Religionen und Sprachen so verschieden untereinander wie die Völker Europas, Asiens oder Afrikas. Indien ist ein Kontinent, nicht eine Nation. Man zählt mehr als zwölf verschiedene Hauptsprachen und über 500 verschiedene Dialekte. Die Gegensätze in der Religion der Hindus und der Mohammedaner sind unüberbrückbar und würden allein schon den Zusammenschluß unter einer einheitlichen Regierung verhindern. Aber beide, die Hindus und die Mohammedaner, fühlen sich in ihrem Ziel, der Erringung der Unabhängigkeit, einig. Was sie eint, ist die Seele Indiens. Die Liebe zum indischen Boden. Sie ist so mächtig, wie sie schwer in Begriffe zu fassen ist.

Was nun?

Als ich am 1. August 1946 zusammen mit 2500 italienischen Kriegsgefangenen auf dem englischen Truppentransport-Dampfer «Ranchi» von Bombay die Heimreise antrat, war die Befreiung Indiens von der britischen Herrschaft bereits beschlossen; aber sie war noch nicht vollzogen.

Im Eisenbahnwagen von Delhi nach dem Einschiffungshafen Bombay unterhielt ich mich mit einem höhern englischen Offizier über die bevorstehende Neuordnung in

Indien und stellte ihm die Frage, was er davon halte.

Seine Antwort lautete: «Chaos, Bürgerkrieg, Versagen des Beamtenapparates, wirtschaftlicher Niedergang.»

Später stellte ich im Speisewagen einem der führenden Männer der Kongreßpartei, die Anhänger Gandhis und Nehrus sind, die gleiche Frage. Auch er erwartete in der Übergangszeit Aufruhr, Plünderungen, Kämpfe, vielleicht sogar Massenmorde. Aber über den Ausgang äußerte er sich zuversichtlich. Er war überzeugt, daß der herrschende Gedanke der Freiheit die erregten Gemüter beschwichtigen und über den Terror der Massen triumphieren werde.

Mein treuer Diener Abdul, mit dem ich etwa über die Neuordnung sprach, hatte seine einfache und menschliche Logik. Er sagte: «Ich bin ein armer Mann, ich habe zehn Kinder, viel Sorgen und wenig Geld. Wenn mein Gebieter freundlich und hilfreich ist, dann ist alles gut, ob er nun Christ, Mohammedaner oder Hindu sei.»

Mit dieser einfachen Lebensphilosophie vertritt Abdul wohl die Auffassung von über 80 Prozent der Bevölkerung Indiens, die durchaus unpolitisch ist und für die Erhaltung ihres ohnehin niedern Lebensstandards zu kämpfen hat.

Nach dem Rückzug der Engländer wurden von Hindus, Mohammedanern und Sikhs grausame Taten begangen. Züge wurden angehalten, die Insassen herausgeschleppt und von den Widersachern kurzerhand im Bahnhof geköpft. Ganze Dörfer und Stadtteile wurden ausgeplündert und verbrannt und die Einwohner niedergemetzelt. Ein befreundeter englischer Offizier schrieb mir, daß man seinen mohammedanischen Diener auf der Reise von Kalka nach Delhi aus dem Coupé geholt, ihm den Kopf abgehauen und diesen in sein Coupé zurückgeworfen habe.

Diese Schreckensherrschaft dauerte einige Monate. Die seitherige Entwicklung der Dinge hat aber im großen und ganzen doch dem Optimismus des Kongreßmitgliedes recht gegeben. Die Truppen — Hindus und Mohammedaner —, die allein einen

Bürgerkrieg in großem Ausmaß hätten entfesseln können, bewahrten Disziplin. Dieser große Erfolg ist den staatsmännischen Fähigkeiten Nehrus und seiner Gegenpartner in Pakistan zu verdanken, neben der zur Passivität und Kontemplation neigenden Wesensart der großen Masse, der, wie meinem treuen Abdul, der Kampf ums tägliche Brot näher liegt als kriegerische Auseinandersetzungen.

Wenn die tiefen religiösen Gegensätze zwischen Hindus und Mohammedanern auch immer wieder zu Unruhen und Gewalttätigkeiten führen werden, weil es unmöglich ist, sie in so kurzer Zeit zu überbrücken, so müssen wir, um das zu verstehen, nur an die Zustände in unserm fortschrittlichen Europa denken.

Der Fluch Indiens

Die Schwierigkeiten, die Indien und Pakistan in der Zukunft noch zu meistern haben, sind sicher niemandem so bewußt wie ihren führenden Staatsmännern. Die größten Hindernisse auf sozialem, kulturellem und wirtschaftlichem Gebiet bedeuten das Kastenwesen und das Purdah-System. Sie werden als solche auch von den führenden Männern Indiens erkannt.

Der Kastengeist wird mit Recht als der «Fluch Indiens» bezeichnet. Es gibt kein Gebiet des öffentlichen, privaten oder beruflichen Lebens, das nicht durch den Kastengeist schwierig gestaltet wird.

Ich habe einmal einen Brahmanen zum Essen eingeladen. Aber als er erfuhr, daß die Speisen von einem mohammedanischen Koch zubereitet worden waren, berührte er sie nicht. Ich mußte in aller Eile eine Mahlzeit von einem Hindukoch meines Nachbarn herstellen lassen.

Ein anderes Beispiel: Ich hatte vom Internationalen Roten Kreuz eine Sendung von Medikamenten zur Verteilung an verschiedene Gefangenengelager erhalten. Als ich meinen Bürodienner, einen Burschen von 16 Jahren, der ein Monatssalär von etwa 50 Franken bezog und dessen Kleidung aus einem Lendentuch und einer abgetragenen, schmutzigen Jacke bestand, die Weisung gab, die Medikamente vom Staub zu rei-

nigen, verschwand er spurlos. Mein indischer Sekretär erklärte mir daraufhin, der Bursche hätte die Arbeit nicht verrichten dürfen, weil er einer höhern Kaste angehöre. Die Reinigung müsse von dem der niedrigeren Kaste gehörenden «Sweeper» besorgt werden. Da dieser Mann nicht zur Stelle war und die Arbeit drängte, ließ ich meinen Diener suchen und reinigte vor seinen Augen mit einem Staublappen die Sachen selber. Meine Absicht war, ihn durch mein Beispiel zu belehren. Dieser schaute mir aber nur teilnahmslos zu und dachte wohl bei sich selber nur mitleidig, daß ich wohl von einer sehr niederen Kaste sein müsse.

Aber auch mein treuer Diener Abdul, der Mohammedaner war, die keine Kaste kennen, hätte es bei aller Ergebenheit und Anhänglichkeit unter seiner Würde gehalten, Teppiche und Böden meiner Wohnung zu reinigen. In ähnlicher Weise bewahrte er seine Würde auf meinen Reisen. In stolzer Haltung, mit buntem Turban, aber mit leeren Händen, schritt er hinter mir her, gefolgt von Kulis, die sein und mein Gepäck trugen.

Die Emanzipation der Frau

Ein wohl ebenso wichtiges Problem wie die Überwindung der Kastenvorurteile, für die Gandhi mit großer Hingabe gewirkt hat und für die sich auch die jetzige Regierung einsetzt, liegt in der Emanzipation der Frau. Ihre Voraussetzung ist die Abschaffung des Purdah-Systems, welches die Mehrzahl der Frauen Nord-Indiens auf der Straße hinter den Schleier und im Haus in abgeschlossene Räume mit Gitterfenstern verbannet.

Ein reicher mohammedanischer Geschäftsmann hat mich einmal zum Essen eingeladen. Er bewohnte ein sehr schönes Haus inmitten eines prachtvollen Parks etwas außerhalb der Stadt. Eine große Halle bildete den Mittelraum des Hauses. Auf der Höhe des ersten Stockwerkes befand sich eine Galerie aus Marmorstein, von der aus man durch Gucklöcher den Eingang und die Halle überblicken konnte. Hinter der Galerie lag das Zenana, das heißt die Schlaf-

gemächer der fünf Frauen meines Gastgebers. Als ich in die Halle trat, sah ich diese in ihren wallenden weißen Tüchern, die den ganzen Körper bedeckten und nur in Augenhöhe mit kleinen Schlitzaugen versehen sind, blitzschnell verschwinden. Während der ganzen Mahlzeit schauten uns die Frauen durch die Gucklöcher der Galerie zu. Es war selbstverständlich ganz ausgeschlossen, daß ich sie nur sehen oder gar sprechen durfte. Der Gastgeber selber sprach gut Englisch und besaß einige Bildung. Seine Frauen aber konnten weder lesen noch schreiben. Vielleicht 85 % der indischen Frauen sind auch heute noch Analphabeten.

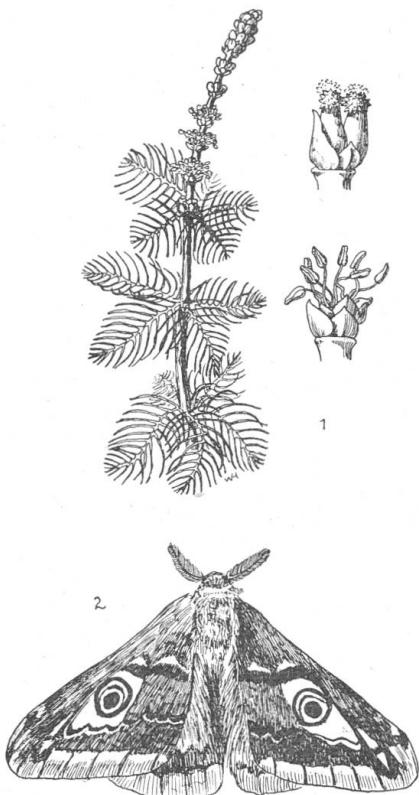
Auch in den Kreisen der indischen Beamten und Angestellten besteht mehrheitlich dieser Unterschied im Bildungsniveau und in der Stellung zwischen Mann und Frau. Mein indischer Sekretär zum Beispiel, der sich ganz europäisch kleidet und eine höhere Schule mit englischen Professoren besucht hatte, ließ seine Frau auf Spaziergängen in dem üblichen weißen Tuch mit Schlitzen für die Augen einige Schritte hinter ihm hergehen. Er fand das ganz in Ordnung.

Die verheerende Wirkung des Purdah-Systems wird auch von den fortschrittlichen Inderinnen anerkannt. Die Damen der besten indischen Gesellschaft sind in Bewegungen tätig, welche die Hebung der Bildung und die Änderung der Stellung der indischen Frau zum Ziele haben. Sie sind sehr optimistisch. Eine dieser Damen, die Begum Shah Nawaz, mit der ich diese Fragen öfters besprach, erklärte mir, daß der Purdah in 15 Jahren abgeschafft sein werde.

Die gleiche Begum Shah Nawaz ist sich aber auch darüber klar, daß das, was Indien benötigt, nicht Frauen mit Hochschulbildung und wissenschaftlichen Diplomen sind, sondern intelligente, opferwillige und aufgeschlossene Mädchen, die sich in der Haushaltung, Kranken- und Säuglingspflege auskennen. Mädchen, die bereit sind, in die Dörfer hinauszugehen, um dort den Frauen der Bauern Anleitung zu geben, wie man mit bescheidenen Mitteln eine schmack-

KENNEN WIR UNSERE HEIMAT?

Dann sollten wir wissen, was diese Zeichnungen darstellen



Antworten siehe Seite 93

hafte Mahlzeit zubereitet, die Kinder und Kranken pflegt und Haus und Hof in Ordnung hält.

Es sind auch bereits Schulen da, die solche Hilfskräfte ausbilden. Aber es werden noch viele Jahre vergehen, bis sich genügend Töchter finden, die sich unter Überwindung von Kastengeist und der Vorurteile gegen manuelle Arbeit, wie sie der Haushalt und die Krankenpflege mit sich bringen, für solche Aufgaben in einsamen, schmutzigen Dörfern zur Verfügung stellen.

Als Delegierter des Internationalen Roten Kreuzes hätte ich öfters mit Ärzten und Krankenschwestern zu tun. Dabei kam ich gerade einmal hinzu, als man einen armen, alten Inder, mit Staub und Geschwüren bedeckt, von der Straße auflas und ins Spital brachte. Die englische Oberschwester ordnete an, den Mann sofort ins Bad zu stecken. Aber von den anwesenden indischen Pflegerinnen war keine zu bewegen, den Mann zu baden.

Die jetzige Regierung wird im Bewußtsein der Wichtigkeit dieser Probleme allen Bestrebungen, die der Hebung der Stellung der indischen Frau und ihrer Ausbildung dienen, jede moralische und materielle Unterstützung gewähren. Eine führende Rolle spielt in der Frauenbewegung die Schwester von Nehru, Frau Vijaya Lakshmi Pandit.

Kein Eiserner Vorhang

Es ist zu hoffen, daß die indische Regierung bei der schwierigen Durchführung der Schul- und Bodenreform und der kühnen Wirtschaftsplanung nicht durch innenpolitische Konflikte gehemmt wird. Die Aussichten sind in dieser Beziehung insofern günstig, als Indien nicht durch Gegensätze und Widerstände einer ganzen Anzahl Parteien zerrissen wird. Neben der großen Kongress-Partei, aus welcher die gegenwärtige Regierung hervorgegangen ist, besteht noch eine Arbeiterpartei und eine kommunistische Partei, die aber zahlenmäßig und als geistige Macht vorläufig und wohl auch auf lange hinaus kaum in der Lage sind, das Regime zu gefährden. Die Gefahr

könnte eher von einer Zersplitterung innerhalb der Kongress-Partei selber kommen, wie sie etwa schon bei kommunalen Wahlen zutage getreten ist und zu einer Schwächung ihrer Position führte, so beispielsweise vor einigen Monaten in Kalkutta, wo die Kommunisten wegen der dort stark industrialisierten Bevölkerung und wohl auch unter dem Einfluß der Vorgänge in China wesentliche Fortschritte erzielten. Allerdings gehört zum Charakter des Bengalens von jeher eine gewisse Neigung zum Revolutionären, Gewalttätigen.

In Indien spielt sich das politische Leben fast ausschließlich in den Großstädten und Industriezentren ab; die Landbevölkerung nimmt daran kaum Anteil. Dies trifft auch für die rund 50 Millionen « Unberührbaren » zu, die keine kompakte Masse bilden, sondern über das ganze Land zerstreut sind. Es handelt sich fast ausschließlich um Analphabeten, die vom sozialen, wirtschaftlichen und politischen Leben so völlig ausgeschlossen sind, daß noch viele Jahre vergehen werden, bis ihre Stimme sich geltend machen kann. Von einer Gefahr, daß sie in ihrem Elend leicht der kommunistischen Lehre verfallen könnten, kann daher auf lange Sicht nicht die Rede sein. Zudem ist auch der indische Kommunist nicht frei von Kastenvorurteilen.

Schon in den letzten Dezennien sind wohlhabende und gebildete Inder mehr und mehr in die Sphäre von Handel und Industrie eingedrungen, die ursprünglich das Monopol der Ausländer, namentlich der Briten, war. Diese Entwicklung hat sich seit der Befreiung Indiens noch verstärkt. Mit dem Rückzug der britischen Truppen und Beamten haben auch viele englische Industrielle und Pflanzer, die als Pioniere den Grundstein zu dem jetzigen industriellen und wirtschaftlichen Aufstieg gelegt haben, das Land verlassen. Ihr Besitz ist in indische Hände übergegangen. Dies ist eine durchaus folgerichtige Entwicklung der politischen Umwälzung und deutet nicht etwa auf eine erhöhte Spannung zwischen Indien und England. Im Gegenteil, seit Gewährung der so lang versprochenen Selbstregierung sind die Gefühle der Inder gegen-

über England und den Engländern eher freundschaftlicher, sogar herzlicher geworden. Indien und Pakistan wollen sich ja nicht hinter einen « Eisernen Vorhang » zurückziehen, sondern eine offene Türe halten und mit dem Westen einen möglichst regen Austausch von Wirtschafts- und Kulturgütern pflegen. Diese Einstellung und die wichtige Rolle, die Indien und Pakistan im Konzert der Großmächte zu spielen be rufen sind, werden es mit sich bringen, daß die Welthandelssprache Englisch im Wirtschaftsleben und in den gebildeten Schichten, neben der Muttersprache, auch weiterhin ihren Platz behalten wird, selbst wenn sie nach Ablauf von 15 Jahren als Staats sprache abgeschafft werden soll. Viele der begüterten Inder werden auch in Zukunft ihre Söhne zur Ausbildung nach England und Amerika senden. Dadurch bleibt der kulturelle und durch die Common-Wealth Bindung wohl auch der politische Einfluß Englands auf das ehemalige Kolonialland erhalten und von den Indern um so eher angenommen, als er sich nun auf dem Boden der Gleichberechtigung geltend macht.

* * *

Auf jeden Europäer, der nach Indien kommt, übt dieses Land einen seltsamen, nicht leicht zu beschreibenden Zauber aus, und zwar nicht bloß auf den Touristen, der die Naturschönheiten, die wunderbaren Tempel, Moscheen und Grabmäler oft nur im Eiltempo genießen kann, sondern mehr noch auf den Kaufmann oder Techniker,

der dort viele Jahre seines Lebens ver bringt und daher Zeit und Muße hat, in die Eigenart seiner Völker, seiner Sitten und Gebräuche tiefer einzudringen. Ich habe wenige getroffen, die nach einem Europa-Urlaub nicht mit Freude wieder an ihre Arbeitsstätte in Indien zurückkehrten. Man nennt diesen Drang « The call of the East », den Ruf des Ostens. Wer hat auf diesen scheinbar endlosen Reisen durch Steppen, Dschungel, Baumwollfelder usw., die dann im Süden der Meeresküste ent lang in Palmenwäldern und im Norden am Fuße des majestätischen Himalajas enden, nicht dieses befreieende Gefühl der Weite, des Zeitlosen, Erhabenen erlebt?

All dieses Reizvolle ist auch heute noch da, wenn sich auch die Lebensbedingungen für den Europäer verändert haben und er auf frühere Annehmlichkeiten und Privilegien verzichten muß. Dem jungen Mann, der unter den neuen Verhältnissen nach Indien fährt, wird der Verzicht um so leichter fallen, als er die sprichwörtlichen « guten alten Zeiten » nicht erlebt hat. Dies ist in gewissem Sinne ein Vorteil; denn er wird sich unbeschwert von veralteten Traditionen und Vorurteilen dem neuen Zeit geist anpassen. Indien und Pakistan stehen zweifellos vor einer Epoche einer großen wirtschaftlichen und industriellen Ent wicklung, die dem tüchtigen, initiativ be gabten Schweizer versprechende Möglich keiten des beruflichen Aufstieges, der Be reicherung seiner Lebenserfahrung und der Entfaltung seiner Persönlichkeit bietet.

